

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

190 (12.7.1923) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Westfalenart.

Kennt du die rote Erde Und ihren Menschenschlag, Auf grüner Flur die Herde, Die Treue im Gemach? Das Land mit tausend Schloten Und rechem Arbeitsinn, Wo Wiederkeit neboten Die derbe Rechte hin? Wo man in alter Treue, Ganz nach Westfalenart Dickkopfig stets aufs neue Sich eisenfest gebart. Und dieses Land soll hegen Sich unter fremdes Joch, Daß Kindeskinde zeugen Von Schuld der Alten noch? Niemals soll das gelingen, Westfalen, bleibst hart! Dann wird es Segen bringen Der alten, deutschen Art. Den Blick laßt sich nicht rücken Zum Teutoburger Wald Aus allen unsern Schichten Zum „Vernunft“ jung und alt, Und unser Schwur soll heissen: „Wir bleiben fest und treu Wie unser Stahl und Eisen Dem Vaterland aufs neu!“ Wilhelm Doerflinger.

Die wiedererstandene Römerstadt.

Neue Ausgrabungen in Pompeji. Erst seit man bei den Ausgrabungen in Pompeji von der alten Methode abgekommen ist und die Arbeiten nach dem sogenannten System Spinazzola betreibt, ist es gelungen, dem Auge des Beschauers ein getreues, fast lebendig wirkendes Bild der unter der Lava begrabenen Stadt zu bieten. Nach dem alten Verfahren trieb man einen Schacht durch die Lavawand, und wenn man auf das Dach eines Hauses gestiegen war, so grub man weiter, bis das Haus freilag. Das hatte aber zur Folge, daß das freigelegte, jeden Haufes herabsteigende Haus fast stets zusammenstürzte, und es blieben nur die im Hause befindlichen Gegenstände übrig, die man aus den Trümmern herauskramte, um sie nach Neapel ins Museum zu überführen. Jetzt hat man endlich auf diese unzulängliche Art der Ausgrabungen verzichtet. Man hat in der Spinazzola-Methode, die nicht nur darauf ausgeht, etwas zu entdecken, sondern den Hauptwert darauf legt, den Fund unversehrt zu erhalten, ein Verfahren gefunden, das es ermöglicht, die seit zwei Jahrhunderten unter der Aschenhülle erhaltene Stadt in ihrer Unverletztheit zu belassen. Das Gebiet der neuen Ausgrabungen umfaßt eine einzige Straße von 500 Meter Länge, und zwar die „Straße des Überflusses“, die die unmittelbare Fortsetzung der Via Oloanus in der Richtung zum Amphitheater ist. Hier ist aber noch viel zu tun, und deshalb ist auch der bisher ausgegrabene Teil der öffentlichen Befestigung noch nicht zugänglich gemacht worden. Die Straße war, wie schon kurz berichtet wurde, besonders reich an Läden; daneben findet sich aber auch eine Anzahl wunderbarer Paläste, die der bisherigen Annahme widersprechen, daß die Häuser Pompejis nur aus einem Erdgeschoss bestanden hätten. Wie der Augenchein lehrt, hatten sie vielmehr, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle noch ein Obergeschoss. Dementsprechend sind auch die früheren Berechnungen zu berichtigen, die die Zahl der Bewohner des alten Pompeji auf 18000 schätzten. Zu den schönsten dieser Paläste gehört das Haus des Trebians Valens, das sich besonders durch ein großes Triclinium in offener, von Säulen und Springbrunnen geschmücktem Hof auszeichnet. Im Vorraum dieses

Die Falkner auf Lindenhöhe

Roman von Reinhold Drmann. (68) (Nachdruck verboten.) Eine leichte stumme gegenseitige Verneigung und eine einladende Handbewegung des Amtsrichters: „Bitte, Herr Doktor — nehmen Sie Platz! Sie wissen weshalb Sie geladen sind?“ „Ich vermute es wenigstens. Es handelt sich um den Tod der Frau Falkner — nicht wahr?“ Eberly nickte. „Nachdem durch die Leichensöffnung und die mit ihr verbundenen ärztlichen und chemischen Untersuchungen unabweisbar erwiesen ist, daß das Ableben der Frau Signe Falkner durch Vergiftung erfolgte, ist auf Antrag der Staatsanwaltschaft vom Landgericht zu Neustadt die Voruntersuchung beschlossen worden, und man hat mich mit ihrer Führung beauftragt. Sie befinden sich also vor dem gesetzlich bestellten Untersuchungsrichter und haben mir auf meine Fragen wahrheitsgemäß Antwort zu geben. Sie sind gestern bereits vom Kriminal-Kommissar Weiland vernommen worden, dessen Bericht mir hier vorliegt.“ „Ich frage Sie zunächst, ob Sie alles aufrecht erhalten wollen, was Sie diesem Beamten gesagt haben?“ „Was in seinem Bericht steht, weiß ich nicht. Aber was ich ihm gesagt habe, halte ich aufrecht.“ „Sie bekunden also, daß Sie im Verlauf der ärztlichen Behandlung der Frau Falkner außer einem Schlafmittel in Pulverform keine andere Arznei verabreicht haben, als einen harmlosen Baldrian-Extrakt, dem Sie eine unschädliche Dosis Morphin beigemischt haben wollen?“ „Ja.“

Hauses sieht man als bemerkenswertes Kuriosum auf einer Mauerfläche unbeholfene Striche und Linien, deren Zahl genau mit gewissen daneben geschriebenen römischen Zahlen übereinstimmt. Ohne Zweifel hatte ein Sklave hier in seiner unbeholfenen Art eine Rechnung über die Tagesausgaben aufgeschrieben; der Herr war dazu gekommen und hatte die Summe nachgeprüft und richtiggestellt. Aber die Straße war, wie schon gesagt und wie auch ihr Name Via Abundantia anzeigt, in der Hauptsache eine Geschäftsstraße. Wenn man in der Richtung des Amphitheaters geht, sieht man zur Rechten neben einer großen Zahl von Gasthäusern und Schankstätten auch einen Laden für Glas- und Bronzefachen, um man noch heute reizende Leuchter, Vasen, Aschenurnen, chirurgische Instrumente bewundern kann. Nicht dabei ist ein kleiner Raum, der einer Wäscherei unterkamt gab. Auf der linken Seite der Straße, wo die Archäologen noch in voller Arbeit sind, fesselt den Blick namentlich das „Thermopolium“ und das „Emporium“. Jenes war, wie der Name andeutet, eine Art Bar für den Ausschank warmer Getränke. Noch steht hier der marmore Schanktisch mit seinem soliden Wärmehelme, umgeben von einer Anzahl Flaschen in Tiergestalt und Amphoren, das ganze überdeckt von einem großen Kandelaber, dessen überreiche Verzierung und komplizierte Gestaltung jeder Beschreibung spottet. Das „Emporium“ war eine Art von Modellan, in dem Weber, Wollkämmer und Färber ihre Arbeit vor den Augen des Publikums verrichteten. Unter den die Ware anpreisenden Freskoblättern, die die Augenwand schmückten, beruht man u. a. eine pompejanische Venus auf ihrem Triumphwagen, flankiert von der Fortuna und der Abundantia. Der Wagen wird von einem weißen Elephanten gezogen, was darauf hindeutet, daß das Geschäft sich auch mit der Einfuhr von Waren aus dem Orient und vermutlich auch aus Indien beschäftigte.

Ganz besondere Aufmerksamkeit aber verdienen die durch die neuen Ausgrabungenutage geförderten Wahlen und Empfehlungen von Kandidaten, die auf die Mauer verschiedenartiger Kandidaten geschrieben wurden. Es sind Inschriften, die in roter Farbe große und elegante Schriftzüge zeigen, und die das so plötzlich unterbrochene Leben Pompejis in seinen intimsten Erscheinungen beleuchten. Im Gegensatz zu unseren anonymen Wahlauszügen enthalten die von Pompeji stammenden Urkunden die Namen der Kandidaten und Angehöriger dieser Partei, um so höher liegen für den Kandidaten naturgemäß die Chancen des Erfolges. Man liest hier beispielsweise eine Inschrift, in der der Aedil Symonius einen gewissen Popilius warm empfiehlt. Auf einer anderen Inschrift wird Epitaphus für den Kandidaten Selvius. Man sieht ferner einen Aufruf, in dem eine Arbeitervereinigung für ihren Kandidaten eintritt. Diese Gepflogenheit der öffentlichen Anpreisung bot gleichzeitig den Gegnern die gern benutzte Gelegenheit, ihren Witz zu üben. So liest man auf einem Wahlmanuskript „C. Secundum asellina rogat“, mit anderen Worten: Asellina (die kleine Gelin) wird für Secundum. Man muß man wissen, daß „asellina“ der vollständige Spitzname für die Halbweibchen von Pompeji war. Die Gegner des Secundum wollten ihn bei den Bürgern in Mißredt bringen, indem sie den Ansehen erweckten, als ob seine Kandidatur von einer überbelebten Person empfohlen würde. Dieser Witz mit der Gelin wiederholt sich in anderem Sinne auf einem zweiten Manuskript, auf dem man liest „C. Lollium Puscum asellinae rogant nec sine Smirina“. Nach dem Ergebnis der Wahlen muß man annehmen, daß diese Smirina eine alte Kupplerin war, die durch die Beschäftigung, mit der sie ihre „asellinae“ zu schmücken und begrenzten wert zu machen mußte, fast bekannt war. Man begreift, daß es für einen Kandidaten nicht gerade angenehm war, seine Wahl von einer so anrüchlichen Person empfohlen zu sehen. Am Hause des Trebians Valens, der allem Anschein nach ein sehr einflußreicher Mann gewesen sein muß, befinden sich außer diesen Wahlauszügen

auch noch verschiedene Inschriften, in denen das Wort „surge, surge“ immer wiederkehrt und in denen der reiche Herr erwähnt wird, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit zu Gunsten dieses oder jenes Kandidaten einzutreten. Hier sieht man auch interessante Theateranzeigen. So wird beispielsweise in Pozzuoli ein großes Schauspiel angekündigt, das „muneribus Augustorum“ auf Kosten des Kaisers stattfinden soll. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß ein neues Programm geboten und daß das Publikum gegen die Sonne geschützt sein wird. An anderer Stelle liest man von einigen reichen Bürgern, die aus irgend einem Anlaß auf ihre Kosten ein paar Gladiatoren für das Amphitheater stellten. So beispielsweise auf einer Inschrift, die die Worte enthält „Lucreti Satri gladii par. X. pugna. Pompeis.“ Kurz, wir haben die Hoffnung, daß uns im Verlauf der weiteren Ausgrabungen ein völlig umfassendes Bild des Lebens und Treibens in dieser kleinen und eleganten Villenstadt geboten werden wird. Pompeji lebt, bestrahlt von seiner schönen Sonne, zwischen seinem schimmernden Golf und den sanft ansteigenden Höhen seiner Hügel zu Füßen des furchtbaren Vulkans wieder auf, und das Ausgrabungsverfahren, das man heute befolgt, wird uns davor bewahren, daß es nur in Bruchstücken erstere, wie man sie z. B. auf dem Forum Romanum sucht. Schon die wenigen Meter Straße, die bisher freigelegt sind, bieten die Gewähr dafür, daß uns im Laufe der Zeit ein bis ins kleinste getreues Abbild einer ganzen römischen Stadt der Kaiserzeit geschenkt werden wird. Was in jener sündlichen Nacht des 24. August 79 unter dem Abgesang des Bewus geborgen wurde, das erhebt nun gleich einem Wölkchen aus der Asche und legt herabes Zeugnis ab von der bewundernswürdigen Höhe der Kultur in der Blütezeit des römischen Weltreichs.

Kleines Feuilleton

Stilblüten aus Neben unserer Volksvertreter. Daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, beweist die folgende Blütemeile aus den Paramentenstücken des letzten Jahres. Beim Gehen zum Schute der Republik lobte im Reichstag Abg. Schilling seine Fraktion, der es zu danken sei, daß „Mitwissen der Aufenthalt an einer bestimmten Drückzeit für die Dauer von fünf Jahren aufgelegt“ werden könne. — Ein unabhängiger Abgeordneter meinte, der Glorienzahn, den man früher um das Haupt der Kriegsgeschädigten gewunden hat, sei jetzt entblättert. — Ein Abgeordneter wollte sich „auf den Boden der Gesichtspunkte stellen, die da entwickelt worden waren.“ — Im preußischen Abgeordnetenhaus argwöhnte der Abg. Raboldt: „Dem Minister Boeltz ist nicht anzunehmen, daß er seine Meinung wie sein Hund nach einem Jahr gewechselt hat.“ — Frau Dr. Max warnte: „Der Entwicklung des Films darf man nicht einen achselzuckenden Nennschuß ansetzen.“ — Einmaliger hielt irgend etwas für „Hirngespinnste, die an die Wand gemalt werden.“ — Recht ausgiebig betätigte sich der Kommunist Böllme: „Man sollte nicht immer mit dem abgetroffenen Gaul haufieren gehen“, ein anderer sprach er vom „Doch im Danadensasse der deutschen Finanzen“, „Auskand wird nicht mit hängendem Schwanz nach Genua gehen.“ — Ein kommunistischer Lehrer stellte den Bürgerlichen im Abgeordnetenhaus ein Ereignis aus: „Die Angehörigen der Rechten gehen in die Museen, beschichtigen die Kunstschätze, ohne den Inhalt etwas mit nach Hause zu nehmen.“ — Bei der vorgelassenen Stunde und, nachdem das Haus sich schon so entleert hat, erkläre ich einmal im Reichstagswirtschaftsrat. — „Die Kinder werden in der Schule kein Religionsunterricht vertikal auseinandergehalten, sie dürfen nicht auseinandergerissen werden.“ (Frau Jettin.) — Klitz bei der Interpellation über den Warenmangel: „Es fehlt am frischen Zug! Wenn in Hamburg eine Verstopfung eintritt, sollte sie nicht von Berlin aus zu regeln sein?“ — Staatssekretär Hirsch meinte im Reichstagsrat: „Meine Herren, verdienen wird hier mit einem besonders großen „B“ geschrieben.“

Der kürzeste Weg zum Reichtum. Das „Buchhändler-Vörtenblatt“ erzählt folgende Geschichte von einem gewandten Verkäufer: Ein Herr kommt in einen Buchladen und verlangt ein Buch über den kürzesten Weg zum Reichtum. Der Verkäufer, als tüchtiger Angestellter bekannt, legt das Gemühtete vor. Dann fragt er: „Darauf ich vielleicht auch ein Exemplar des Straf-Gesetzbuches beilegen?“

Amerikanischer Humor.

Ein Handelsmann, der in ziemlich üblem Ruf stand, beantragte bei einer großen Versicherungsgesellschaft eine Feuerversicherung und wurde zu seinem eigenen Erstaunen auch angenommen. Der betreffende Beamte war eben unaufrichtig gewesen und hatte den Namen, ungeachtet des schlechten Rufes des Antragstellers, durchgehen lassen. Am Nachmittag des Tages, an dem die neue Versicherung ihren Anfang nahm, brach im Warenlager des Kaufmanns ein Feuer aus, und er erlebte eine hohe Rechnung ein. Einige Wochen später erhielt er vom Präsidenten der Versicherungs-Gesellschaft einen Scheck über 500 Dollar mit folgendem Schreiben: „Ich überende Ihnen hiermit einen Scheck über 500 Dollar zur Bezahlung Ihres Anspruchs auf Grund Ihrer Police Nr. 678909. Ich sehe, daß Ihre Police mittags 12 Uhr in Kraft trat und daß das Feuer erst um 3 Uhr nachmittags ausbrach. Warum der Aufschub?“

Ein Tramp (Landsreicher), dessen Beinkleider sich in recht präzisem Zustande befanden, schellte am Hause, auf dem ein funktelnegenes Doktorschild prangte, und fragte, als eine hübsche Dame die Tür öffnete, ob der Herr Doktor nicht die Güte haben wolle, ihm ein Paar abgelegte Hosen zu schenken. Es sei kein Zweifel, daß der Herr Doktor die Güte haben würde, meinte die hübsche junge Dame, aber sie glaube nicht, daß ihm, dem Tramp, mit einem solchen Kleidungsstück gebietet sein würde. „Si, warum denn nicht?“ fragte der Tramp. „Weil ich der Doktor selbst bin“, schloß die Dame lächelnd die Unterhaltung und die Tür.

Als der berühmte Violinist Fritz Kreisler anlässlich eines Konzerts in einer nördlichen Stadt der Vereinigten Staaten weilte und auf der Eisenbahn den dort allgemein üblichen Schlüsselschloßfortmachen wollte, hatte er das Wech, anfangs öfter auszulassen. Ein alter Mann half ihm wieder auf die Beine, und als der Künstler sich bedankte, meinte der Mann: „Ich war im Konzert und habe Sie spielen gehört, Mr. Kreisler. Das müßten Sie sich merken: das Schlüsselschloßlaufen will gelernt sein. Das ist nicht so leicht, wie das Geigenspielen.“

William kam von der Hochschule zurück. Er trug einen äußerst eleganten Anzug, feidene Strümpfe und darüber rote Halsstübe, eine Wappensteinle und eine Halsbinde, die für sich selber sprach. Als er in das Zimmer trat, in dem sein Vater sich befand, musterte dieser den Sohn und sagte schließlich ärgerlich: „William, Du siehst aus wie ein alberner Geck.“ Wenige Minuten später kam der alte Major herein, der nebenan wohnte, und begrüßte den jungen Mann herzlich. „William“, rief er mit unverhohlener Bewunderung aus, „Du siehst genau so aus, wie dein Vater vor 25 Jahren ausgesehen hat, als er von der Schule zurückkam.“ „Ja“, erwiderte William mit einem Lächeln, „Vater hat mir soeben dasselbe gesagt.“

Ein Postkoffer in Washington hatte keine Luft, in einem Restaurant die Speisekarte zu studieren, die ihm der Kellner präsentiert. Er gab dem Manne gleich ein Trinkgeld und fragte ihn auf, er möge nur gleich ein gutes Diner bringen. Er war mit dem Erfolg dieses Vorgehens derart zufrieden, daß er die Karte wiederholte. So oft er sich in dem Hotel zum Essen niederlegte. Als er dem Kellner schlieflich sagte, daß er wieder nach Hause fahren wolle, da sagte dieser bedauernd: „Vergessen Sie nicht, nach Tom zu fragen, sobald Sie wieder hierher kommen. Und empfehlen Sie mich allen Freunden, die auch nicht lesen können.“

„Von den Umständen, die ihren Tod veranlaßt oder begleitet haben, wissen Sie nichts?“ „Nein — nichts.“ „Wann wurden Sie am 27. Juni nach Nieder-Bahrow gerufen?“ „Es mag zehnehalb Uhr gewesen sein, als der Wagen des Herrn Reuling an meinem Hause vorfuhr. Auf die Minute vermag ich es nicht anzugeben.“ „Wo haben Sie die letzten Stunden zugebracht, die diesem Zeitpunkt vorausgingen?“ „Ich war gegen sieben von einem Krankenbesuch nach Hause gekommen. Dann ak ich in meinem Zimmer zu Abend, und machte, weil ich Kopfschmerzen hatte, noch einen Spaziergang.“ „Einen Spaziergang — wohin?“ „In die Felder außerhalb des Dries.“ „Sie waren dabei allein?“ „Ja — ganz allein.“ „Und Sie sind in Ihre Wohnung zurückgekehrt, ohne jemand begegnet zu sein?“ „Wenigstens kann ich mich an keine Begegnung erinnern.“ „Und wie spät war es, als Sie wieder in Ihrem Hause eintrafen?“ „Es war kurz vor der Ankunft des Reuling'schen Wagens.“ „Der Amstrixter blätterte in den vor ihm liegenden Akten.“ „Daß Sie der Waldrian-Arznei statt der Morphiumlösung verschentlich einen anderen giftigeren Stoff zugefugt haben könnten, halten Sie für ausgeschlossen?“ „Für gänzlich ausgeschlossen.“ „Auch die Flasche, in der sich das Medikament befand, können Sie nicht mehr beschreiben?“ „Nein. Aber die Beschreibung, die der Kriminal-Kommissar gestern machte, mag ungefähr zutreffen.“

„Alles in allem genommen, erklären Sie demnach, weder mittelbar noch unmittelbar irgend welchen Anteil an dem Tode der Frau Signe Falkner zu haben? Sie sind gewiß, daß Sie ihn weder vorfähig noch durch Fahrlässigkeit herbeigeführt haben können?“ „Ich bin dessen ganz gewiß. Herr Amstrixter.“ „Wenn es sich so verhält, warum haben Sie mir dann eben in so vielen Punkten die Unwahrheit gesagt?“ „Germering machte eine rasche, ungestüme Bewegung, so daß das Rücken seines Stuhles deutlich bemerkbar war. Er äßerte mit der Antwort; dann aber sagte er anscheinend ruhig: „Wenn Sie mich auf einer Unwahrheit ertappt zu haben glauben, so erwarte ich den Beweiss.“ „Der Blick, den Eberly ihm zuwarf, war eher schmerzhaft als zornig.“ „Sie sollten Ihre Aussage lieber aus freien Stücken berichten, Herr Dr. Germering! Ich sehe ja hier nicht über Sie zu Gericht. Und wenn wir auch nicht vergessen dürfen, daß ich Ihnen als Justizbeamter gegenüberstehe, dürfen Sie doch immerhin zu mir sprechen, wie der Mann zu dem Manne. Ich verbeide Ihnen nicht, daß sich ein schwerer Verdacht gegen Sie erhoben hat. Ich wünsche und hoffe von Herzen, daß er sich als grundlos erweisen möge. Dazu aber bedarf es vor allem Ihrer vollsten, rückhaltlosen Aufrichtigkeit. Jede Entstellung der Wahrheit, jedes bewußte Verschweigen eines wesentlichen Umstandes kann nur zur Verschlimmerung Ihrer Lage beitragen. Sie können sich selber keinen besseren Dienst erweisen als damit, daß Sie aus eigenem Entschlusse alles zurücknehmen, was in Ihrer bisherigen Darstellung den Tatsachen nicht entspricht.“ (Fortsetzung folgt.)

